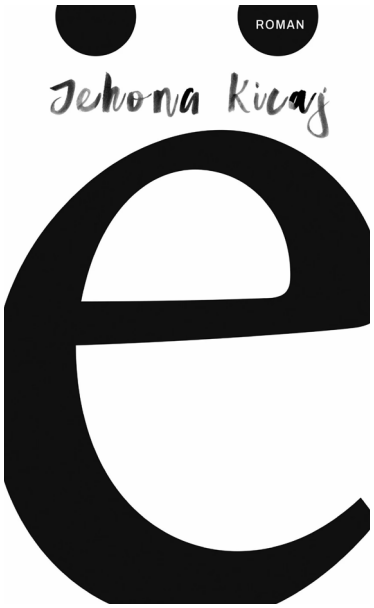
Jehona Kicaj: ë (Wallstein, Göttingen 2025)



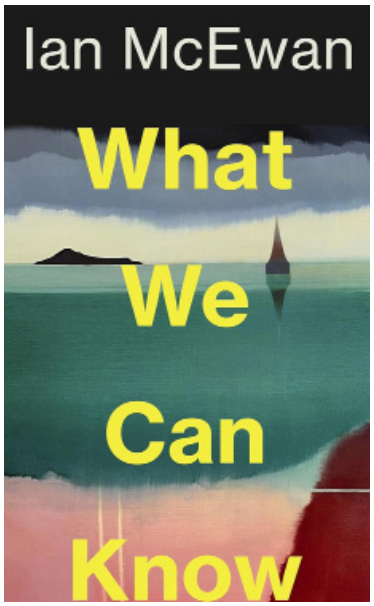
Der Roman mit dem ungewöhnlichen Titel „ë“ von Jehona Kicaj stand auf der Shortlist für den diesjährigen Deutschen Buchpreis. Es ist ein Debüt einer deutschen Autorin mit kosovarischen Wurzeln, das in vielerlei Hinsicht äusserst lesenswert ist. „ë“ ist ein Buchstabe des albanischen Alphabets, der oft am Wortende oder zwischen Konsonanten vorkommt, aber häufig stumm bleibt oder verschluckt wird. Der Titel weist somit bereits auf ein Hauptthema des Romans hin: Es geht um Unausgesprochenes, um das, was für Eingeweihte von Bedeutung ist, aber kaum artikuliert wird.

Im Zentrum steht eine junge, namenlose Ich-Erzählerin, die zu Beginn des Romans von ihrem Zahnarzt die Diagnose Bruxismus, also nächtliches Zähneknirschen, erhält. Die von ständigen Verspannungsschmerzen des Kiefers geplagte Protagonistin erwacht eines Morgens mit einem Zahnsplitter im Mund. Von ihrem Zahnarzt darauf hingewiesen, dass diese Krankheit im schlimmsten Fall dazu führt, dass sie nicht mehr ohne Schmerzen sprechen kann, begibt sie sich auf die Suche nach der Ursache ihrer Verkrampfung. Wir begleiten die Ich-Erzählerin bei ihren Nachforschungen. Schicht für Schicht legt sie belastende Erinnerungen und traumatische Erfahrungen, die sich in ihren Körper eingeschrieben haben, frei: die Traumata der Eltern in der Diaspora während des Kosovo-Kriegs, die Sorge um die Verwandten, die in der Heimat geblieben sind, der verschollene Grossvater, dessen sterbliche Überreste nie identifiziert werden. Aber auch die Migration hinterlässt bei der Ich-Erzählerin Spuren: Sie ist gezwungen, sich in einem fremden Land und in einer fremden Sprache zurechtzufinden, und erlebt, wie Sprachlosigkeit Missverständnisse und falsche Zuschreibungen provoziert. Es ist die Erzählung einer verlorenen Kindheit im doppelten Sinn: Sie muss sehr jung Verantwortung übernehmen und für ihre Eltern die Rolle der Übersetzerin spielen. Das Elternhaus im Kosovo ist zerstört und mit ihm auch alle Fotos aus der frühen Kindheit der Ich-Erzählerin.

Der Roman besteht aus einer Vielzahl in sich geschlossener, längerer und kürzerer Passagen, die an wechselnden Orten und in verschiedenen Zeitebenen spielen und sich wie Mosaiksteine zu einem Ganzen fügen. Viele dieser literarisch elaborierten Szenen bleiben noch lange im Gedächtnis, so zum Beispiel die Beschreibung einer Situation an der Grenze zu Serbien, welche die routinemässige Demütigung von kosovarischen Familien zeigt, oder der offene Rassismus, der der Protagonistin bei der Wohnungssuche entgegenschlägt. Dass sogar das perfekte Hochdeutsch der Ich-Erzählerin, welches sie sich als kleines Mädchen vor dem Fernseher angeeignet hat, schliesslich von einem Freund mit der Bemerkung abgetan wird, sie spreche wie eine Synchronsprecherin, also nicht authentisch, gibt zu denken.

„ë“ ist ein literarisch herausragendes, sprachmächtiges Buch, dessen Kernthema die Sprache ist. Es weiss uns aber auch einiges bisher wenig Bekanntes über den Krieg im Kosovo zu erzählen, ein Ereignis, das noch nicht allzu lange her ist, aber aus dem europäischen Gedächtnis fast verschwunden zu sein scheint. Man darf im Roman auch einige Sätze auf Albanisch lesen, eine klingende Sprache, die in der Schweiz von 250’000 Menschen gesprochen wird. – Sandra Valisa

Ian McEwan: What We Can Know (Jonathan Cape, London 2025)
Was wir wissen können, übersetzt von Bernhard Robben (Diogenes, Zürich 2025)



„Das könnt ihr nehmen, das ist nicht blosse Unterhaltung, sondern sehr literarisch“, sagen manche Verlagsvertreter:innen, wenn sie mit den Neuerscheinungen bei Calligramme zu Besuch sind. Ist „literarisch“ wirklich das Gegenteil von „Unterhaltung“? Sind ergo „literarische“ Bücher langweilig? Zugegeben, grosse Werke sind meistens gleichermassen aufregend wie herrlich monoton: die „Odyssee“, „Der Herr der Ringe“, „Salammbô“ oder „Der Mann ohne Eigenschaften“. Aber ganz ehrlich, bei Dan Brown, Joël Dicker oder E.L. James langweile ich mich leider auf eine weniger angenehme Weise.

Es gibt schon Bücher mit allzu durchschaubaren Plots und flachen Figuren, die wir nicht ins Sortiment aufnehmen. Manchmal täuschen wir uns von weitem wohl auch. Was wir aber wissen können, ist, dass es zum Glück Bestsellerautoren gibt, die handwerkliche Virtuosen und ungemein „literarisch“ sind. Zu ihnen gehört seit langem der Brite Ian McEwan, der in diesem Jahr ein Altersmeisterwerk vorgelegt hat.

Der Kniff ist einfach: McEwan wählt eine Erzählgegenwart im frühen 22. Jahrhundert und lässt seinen Protagonisten, den Literaturhistoriker Tom Metcalfe, das frühe 21. Jahrhundert und somit uns Heutige ins kritische Auge fassen. Denn was wir wissen könnten, wollen wir nicht wissen: dass Profitgier und Konsum, das beharrliche Ignorieren der Klimakatastrophe und die Unfähigkeit zu friedlichem Zusammenleben ins Desaster führen. In McEwans Fortschreibung der Globalgeschichte stürzt 2042 eine russische Atombombe auf dem Weg nach New Mexico in den Atlantik, dessen Spiegel durch die Erderwärmung ohnehin schon gefährlich gestiegen ist, und löst 70 Meter hohe Flutwellen aus, die Europa, Nordamerika und Westafrika überfluten. Diese „Inundation“ ist die Klimax einer Epoche, die im Jahr 2119 als „Derangement“ bekannt ist. Ganz unverständlicherweise wird das in der Übersetzung als „übergeordnete Disruption“ verdeutscht. Dabei wäre „Gestörtheit“, „Verwirrung“ oder „Zerrüttung“ angemessener. Der Blick aus der Zukunft hält uns den Spiegel vor, eben gerade nicht als disruptiven Kurswechsel, sondern als starres und irres Festhalten an einem dekadenten Lebenswandel, den wir als Gefahr erkennen müssten.

Leicht nachvollziehbar, dass diese überlebende Welt, deren Machtzentrum in Nigeria zu liegen scheint, während Nordamerika von Warlords beherrscht wird, tiefe Verachtung für das frühe 21. Jahrhundert empfindet. Nur Tom und seine Frau Rose begeistern sich – gleichsam aus ästhetischen Gründen – für die Epoche der Verrückten, gondeln im Archipel herum, das von den britischen Inseln übrig geblieben ist, studieren Briefe, Tagebücher, zigtausende SMS und E-Mails, um ein sagenumwobenes Poeten-Dinner anno 2014 zu rekonstruieren, an dem der hochgelobte Lyriker und Klimaleugner Francis Bundy seiner Frau Vivien ein auf Tierhaut geschriebenes Naturgedicht verehrt haben soll. Das nie gedruckte Meisterpoem ist in den Wirren des 21. Jahrhunderts verschollen.

Eigentlich eine recht durchgeknallte Konstruktion, aber souverän und gelassen erzählt. Kunstvoll spiegelt McEwan das Affären-Kuddelmudel der Vergangenheit an der wechselhaften Liebe zwischen Tom und Rose und leuchtet genüsslich die Eitelkeiten der Kultur-Schickeria und des Wissenschaftsbetriebs aus: „The humanities are always in crisis."

Ein Schuss Krimi rundet den McEwanschen Cocktail ab. Tom findet zwar nicht, was er sucht, dafür etwas anderes – der zweite Teil ist erzähltechnisch nicht ganz so sophisticated, dafür setzt er dem Ganzen eine feministische Krone auf, denn Machogehabe, Bildungsprotzerei und Weltvernichtung sind ein tumbes Trio Infernale. Wir verfolgen mit gesträubtem Nackenhaar, wie uns ein auf den Stockzähnen lachender McEwan abkupfert. Wie wird man dereinst über uns spotten, auf uns spucken: „The past was peopled by idiots." The past ist now.
– Michael Pfister